

Ihr Kofak.

Skizze aus dem Alltagsleben von A. Koest. (Gothenburg).

Tora Hager begleitete den Doktor aus dem Krankenzimmer.

„Wie steht es, Herr Doktor?“

„Ebenso wie sonst, beste Frau Hager, der körperliche Zustand ist nicht schlechter. Ihr Vater kann noch lange Jahre leben.“

„Kann es niemals besser werden?“

„Das ist leider nicht wahrscheinlich.“

„Und er kann viele Jahre in diesem Zustande leben, ohne Interesse für Anderes als Essen und Trinken, zur Hälfte gelähmt und nur im Stände, unartikulirte Laute auszusprechen. Das ist entsetzlich.“

„Ja, es ist ein schweres Geschick.“

„Eine lange Pause.“

„Wie sollen wir es mit ihm machen? Es wird mir schwer, noch länger von Hause fort zu sein. Ich nehme mich sehr nach meinem Mann und meinem kleinen Jungen. Wir haben immer auf eine Veränderung gewartet, zum Besten und — zum Schlechteren.“ Das letzte Wort kam nach einigem Hören hervor.

„Nein, wie gesagt, es hat sich nichts geändert. Natürlich wäre es am Besten, Frau Hager, wenn Sie den Krankenwärter mit sich nehmen könnten.“

„Geht das an?“

„Ja gewiß. Wann beabsichtigen Sie zu reisen?“

„Ich werde heute an meinem Mann schreiben. Kann er sich freimachen, so wird er uns wohl abholen. Es ist ja keine lange Reise, etwas über sieben Stunden. Er wäre schon längst nach Stockholm gekommen, wenn ich ihn nicht gebeten, dabei zu bleiben. Es würde mich unruhig machen, den kleinen Einar bloß unter des Mädchens Obhut zu wissen, aber es wird wohl schwer, sich allein mit Papa auf der Reise zu befehlen.“

„Das ist unmöglich!“

„Das darf nichts hier auf Erden sein, lieber Doktor, wenn es auch sehr schwer sein kann.“

„Ja, aber Sie dürfen es nicht versuchen. Sie haben sich schon zu sehr angestrengt. Adieu, ich komme morgen wieder.“

Der Doktor schloß die Thür. Sie war allein. Aus dem Zimmer nebenan hörte man das hallende „Bababab“ des Vaters, den einzigen Laut, dem er stammeln konnte, den einzigen Laut, welchen sie diese langen Wochen von seinen Lippen gehört.

Das Zimmer, in dem sie sich befand, war groß, gemütlich und sehr hell mit seinen weißen Gardinen ohne schattende Draperien. Es war ihrer Mutter Arbeitszimmer gewesen und Alles war noch ebenso wie zu ihren Lebzeiten. An den Wänden standen Sopha und Stühle, sowie einige andere plumpe Mahagonimöbel. An dem einen Fenster stand ein altes, biederer Käftisch mit einem Untergerüst in Form einer Leiter und mit einem Rande von Holzmaserung längs der ovalen Platte. An der kürzeren Wand hing über einem gebrechlichen Damenschreibtisch mit gewölbter Klappzwei Porträts in Oel, die Eltern in ihrer Jugend darstellend: Die Mutter in weißem Brautgewand, mit schräg über die Ohren geklammertem Haar, der Vater staltlich und schön, mit etwas steifer, vornehmer Haltung und strengem Blick in den dunkelblauen Augen. So hatte er lange ausgesehen und so kamme sie ihn aus ihrer Jugend; er war ein Mann aus der alten Schule gewesen, und Tora und ihre Geschwister waren streng erzogen worden.

Die Mutter war ein Muster peinlicher Ordnung und die Kinder wuchsen auf in heilsamer Furcht. Unter den Porträts der Eltern waren einige Daguerrotypen angeordnet, deren Bilder man nur schwer fangen konnten, wenn man sie nicht von der Wand herabnahm und auf eine besondere Art gegen das Licht hielt. Dann ergab es sich, daß besonders Goldbrochen und Ohringe sehr natürlich, Züge und Gesichtsausdruck jedoch undeutlicher wiedergegeben waren. Die größte der Daguerrotypen stellte Tora und Marie-Luise Hand in Hand und Bruder Erich dar, ein rundes kleines Mädchen in schwarzem Sammetröckchen, auf einem Tische sitzend. Marie-Luise war in Paris verheiratet, Erich Seeleutnant, also war nur sie da, um den Vater zu pflegen. Zu unterst hing die große Photographie von ihr, ihrem Mann und den Kindern, die sie zum sechzigsten Geburtstag ihrer Mutter hatte aufnehmen lassen. Sie ordnete ein wenig die Epheuranke, die sich um alle Porträts herumschlang und deren blauweiße, ostindischer Blumentopf auf einer schwarzen Holzinsel oben am Fenster placirt war. Eigentlich war sie an den Schreibtisch getreten, um einen Bogen Papier herauszunehmen, doch war sie vor der „Bildergalerie“ stehen geblieben und hatte sich darin vertieft in Gedanken daran, wie das Heim ihrer Kindheit sich geändert hatte, und in der Sehnsucht nach ihrem eigenen geliebten Heim. Sie nahm Tinte und Feder und setzte sich an den großen runden Tisch, von dessen einer Ecke sie vorsichtig die Decke zur Seite rollte. Sie wollte dort schreiben, denn die Kindheitstage waren ihr noch so lebendig, daß ihr gar nicht eingefallen wäre, sich an „Mama's Schreibtisch“ niederzulassen. Sie nahm die Feder und tauchte sie in das kleine Reife-Tintenfaß.

Es klingelte. Die alte Stina kam aus dem Schlafzimmer des Landrichters.

„Es ist der Aktuar, das hör' ich am Klingeln,“ sagte sie, als sie durch das Zimmer ging.

Tora legte die Feder hin. Ja, es war Ontel, sie mußte das Schreiben aufhören, bis er wieder gegangen.

Es dauerte lange, bis er seinen Pelzmantel im Flur abgelegt hatte.

Tora erhob sich, um Ontel Magnus entgegen zu gehen.

„Guten Tag, Tora, wie steht es mit Vater?“

„Nicht genau ebenso, Ontel. Der Doktor sagt, so könne es noch viele, viele Jahre bleiben.“

Der Ontel war staltlich, wie der Vater, aber er hatte einen mehr wohlwollenden Ausdruck im Gesicht und einen gutmüthig sarkastischen Zug um den Mund. Er war Junggeselle und war viele Jahre hindurch am statistischen Bureau angestellt gewesen; vor Kurzem hatte er seinen Abschied genommen. Er war völlig in seinen Ziffern und Tabellen aufgegangen. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als ob sie ihn zu einem trockenen Zahlenmenschen gemacht hätten. Im Gegentheil, sie griffen in besonderer Art in sein Leben ein. Er baute Alles auf statistischer Grundlage, und war, wie er sich ausdrückte, „statistischer Philosoph“. Es lag etwas Originelles, Persönliches in dieser Philosophie, was bei vielen Gelegenheiten zu Tage kam.

„So so, armer Hanna!“ sagte der Aktuar, sich neben Tora auf dem rothen Sofa niederlassend. „Ich kann Dir heute nicht sagen, in wie vielen ähnlichen Fällen Besserung eintritt, in wie vielen Fällen Verschlimmerung, aber ich will mir Angaben verschaffen.“

„Weißt Du, Ontel, ich finde, das ist ganz gleichgültig. Was hilft es mir, wenn dreißig Prozent wieder hergestellt werden und Papa nicht?“

„Es ist immer gut, die Wahrscheinlichkeitsrechnung zu haben. Uebrigens kann es nicht so viel sein, wie dreißig Prozent, ich will morgen einmal nachsehen.“

„Ich muß immer an eine kleine Geschichte denken, die ich einmal gelesen oder gehört, wenn Du Dich und Andere mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen verträgst. Während des Krimkriegs oder bei sonst einer Gelegenheit, telegraphirte ein russischer Befehlshaber nach Hause, daß bei einem Scharmüchel Alles gut abgelaufen wäre, nur ein Kofak sei gefallen. Dieses wurde einer Frau deren Mann dabei gewesen, zum Trost gesagt: „Denk Dir, Saja, nur einer ist gefallen, ein einziger Kofak!“

„Was frage ich danach, wenn es mein Kofak ist!“ antwortete sie.

„Gute Frauenlogik!“ Das es den Frauen so schwer fällt, etwas im Großen zu sehen. Die ganze Geschichte schrumpt für sie zu Schlagworten und Anketten zusammen; es wäre besser, wenn sie ihr Gedächtniß an etwas Ordentlichem üben wollten.“

„Zahlen zum Beispiel.“

„Ja, warum nicht! Wenn die Frauen etwas mehr Arithmetik lernten, dann sähe es wohl in ihren Köpfen etwas ordentlicher aus, und würden sie Statistik, so würden sie sicher viel weniger hysterisch sein. Ja, Du bist noch keine von den Schlimmsten. Du bist wirklich entschlossen und unternehmend, aber Du bist nicht logisch.“

„Ontel, findest Du wirklich, daß das Leben so ungeheuer logisch ist und daß Ziffern Alles erklären, sobald sie in Tabellen geordnet werden?“

„Das will ich nicht unbedingt behaupten, aber das ist auf jeden Fall das einzig Solide, woran man sich halten kann. Und dann verstehtst du Frauen gar nicht zu generalisiren — Ihr seht Alles so persönlich.“

„Still, ich glaube, Papa bewegte sich.“

„Ja, das thut er. Adieu, dann gehe ich. Ich komme bald wieder.“

„Weißt Du nicht hineingehen und ihn begrüßen?“

„Nein, das hat keinen Werth, es wird mir so schwer, ihn zu sehen, und ich glaube nicht, daß er mich erkennt.“

„Babababab.“ Klang es aus der Schlafkammer.

Tora küßte den Ontel schnell auf die Stirn und ging zum Vater hinein.

Einige Tage später war Tora an der Station, um ihren Mann zu erwarten. Sie ging auf dem Perron voller Ungeduld hin und her. Der Zug hatte sich sicher verspätet. Kommt er denn gar nicht?

„Genau drei Uhr zehn Minuten,“ antwortete Ontel Magnus, auf seinen großen Chronometer sehend. „Es fehlen noch fünf Minuten. Sehnt Du Dich denn so sehr nach ihm?“

„Ja, ich habe mich sehr, sehr nach ihm gesehnt. Heute bin ich schon vier Wochen hier.“

„Und vier Wochen hast Du ausgehalten und bist ganz außer Dir, daß Du noch fünf Minuten warten mußt. Das ist auch so ein echt weiblicher Zug.“

Tora antwortete nicht. An der Mündung der Halle sah sie den Rauch der Lokomotive, der Zug näherte sich, der Boden erzitterte — dort, dort, im vordersten Koupefenster stand Hugo! Er winkte ihr zu. Im Nu war sie an der Koupeithüre, er war herabgesprungen und hielt sie umarmt.

„Das war eine lange Zeit, mein Liebling.“

„Hast Du mich entbehrt?“

„Was für eine Frage. Ich habe so gar entbedt, daß ich gar nicht zum Strohwitwer passe. Aber komm einmal in's Koupe, Tora, da sollst Du etwas sehen. Ich habe Dir etwas mitgebracht. Willst Du es haben?“

„Nicht jeht. Laß uns damit warten, bis wir zu Hause sind. Papa kann nicht so lange ohne mich sein. Komm jeht!“

„Nein, das hilft nichts. Du mußt Dir erst das Geschenk nehmen. Sieh doch hinein, so gut. Nun?“

„Einar, Einar, mein kleiner Kerl! Hugo, Du bist ein Engel, daß Du mir solch eine Ueberraschung ausdenken konntest!“

Der Kleine hatte sich auf die Bank gestellt und streckte der Mutter die Arme entgegen:

„Mama, ich bin mit dem Dampfperde gefahren und das pfeift so so-misch. Es kann gar nicht wiehern. Dummes Pferd, nicht wahr?“

„Er ist gemacht, Hugo, und wie prächtig er aussieht! Ontel Magnus, komm einmal her und sieh Dir meinen kleinen Jungen an. Ist er nicht für drei Jahre ungewöhnlich groß? ... Hast Du viel Mühe mit ihm gehabt, Hugo? Wie kamst Du auf den Gedanken?“

„Er hat doch genügend an? Darf ich sehen, mein Liebling? ... O, wie ich mich nach Euch gesehnt habe, O, wie herrlich, daß ich mein kleines Schelmchen wieder habe! Ach, Hugo, das war wirklich zu nett von Dir!“

„Nein, Ontel Magnus, sieh nicht so ironisch aus, ich bin nicht hysterisch, ich bin nur so recht von Herzen froh! ... Nein, ich möchte ihn tragen, das kann ich schon. Ich kann ja Papa aufheben.“

Sie setzten sich in den bereitstehenden Wagen, der zur Königinstraße hin-abrollte. Tora hatte ihr Kind auf dem Schooße, und hielt die Hand ihres Mannes in der ihren. Ihre Augen strahlten. Aber als der Wagen sich ihrer Wohnung mehr und mehr näherte, legte es sich wie ein Schatten auf ihre Freude.

„Hugo, ich muß Dich vorbereiten, Papa ist sehr verändert. Ich kann wieder zu erkennen. Er kann seinen Kopf nicht still halten und kann nicht sprechen.“

„Meine arme, kleine Tora, Du hast eine schwere Zeit hinter Dir!“

„Ja, leicht ist es nicht gewesen, aber ich konnte doch an Dich und den Jungen denken.“

„So, da sind wir! Tora, laß doch den Jungen gehen! Du sollst doch nicht den großen Burken die Treppe hinauftragen. Wenn er schon getragen werden muß, da wir jeht ja in der Hauptstadt sind, so will ich es thun. Na, beide Arme um Pappas Hals! So, nun geht es ja!“

Tora folgte ihrem Manne. Als er bei dem ersten Treppenaufschlag stehen blieb, bog sie sich vor und küßte die runden, festen Händchen, die um den Hals des Vaters lagen.

„Das ist schon Dein Kofak,“ bemerkte Ontel Magnus, scherzend mit dem Kopfe schüttelnd.

„Ja, Ontel!“

„Was sind das für russische Geschichten, die Ihr da miteinander habt?“

„Das ist Tora's Lieblingsgeschichte, die sie meinen Ziffern entgegenhält. Ihre Theorie besteht darin, daß es nicht auf das Wieviel, sondern auf das Wer antomme, und da vor Allem sollen es keine bestimmten Zahlen sein.“

„Nein, Ontel, nicht scherzen, das macht mich so ängstlich.“

„So, jeht sind wir endlich oben. Nun, was für Treppen!“

Hugo war drinnen bei seinem Schwiegervater gewesen und kam ganz erregt wieder heraus. Er trat an den Tisch, schänkte ein Glas Wasser ein und trank. Es war keine angenehme Aussicht, diesen vom Schlag gerührten Mann mit nach Hause zu nehmen und täglich die-

sen nickenden Kopf zu sehen, diese lallenden Laute zu hören, aber es war nothwendig, ihn mitzunehmen. Tora würde sich daheim niemals ruhig fühlen, wenn sie wüßte, daß ihr Vater fremden Händen überlassen wäre, und Hugo konnte sie nicht länger entbehren.

„Tora Magnus hatte sich neben dem Tisch niedergesetzt und baute Kartenhäuschen für den kleinen Einar, der, sein Kinn auf die kurzen Kernechen stützend, die kaum bis zur Tischkante hinaufreichten, äußerst interessiert war und den Athem anhielt, so daß er ganz roth im Gesicht wurde.“

„Das ist kein erfreulicher Anblick da drinnen, Hugo!“

„Nein, es ist entsetzlich. Wie sonderbar ist es doch hier in der Welt, daß man es für so unendlich wichtig, für eine heilige Pflicht halten soll, das rein animalische Leben um jeden Preis zu erhalten. Ist die Seele eines Menschen verschunden, so wäre es doch besser, ihn sterben zu lassen, als ihn zum Leben zu zwingen, wenn man das überhaupt noch Leben nennen soll.“

„In mancher Beziehung magst Du ja Recht haben, aber man darf in keinem Falle Jemandem das Leben nehmen. Die Statistik zeigt, daß von Hundert ...“

„Ja, das ist schon gut. Du brauchst keine Angst haben, Ontel, ich denke nicht daran, Schwiegervater das Leben zu nehmen! Aber es ist hart, daß Tora sich für etwas so hoffnungsloses aufreihen soll.“

„Papa, nicht die Häuser anpusten, sonst fallen sie um!“

„Verzeih, mein Kleiner, ich that es nicht gerne. Aber ich finde, sie fallen, auch ohne daß ich blase, nicht wahr, Ontel?“

„Ja, von acht fallen zehn, nein, ich meine von zehn fallen acht.“

Tora trat ein. „Zankt Ihr Euch? Ich höre Euch von da drinnen.“

„Nein, durchaus nicht. Wir bauen Kartenhäuser, und halten den Athem an, damit sie nicht umfallen.“

„Morgen könnt Ihr weiter bauen; dieser Schlingel muß jeht in's Bett. Großvater und Ontel einen Ruß, Einar, dann wird Mama Dich zu Bett bringen.“

„Wer macht so?“ Der Kleine lauschte. Die Thür zum Zimmer des Landrichters stand offen und man hörte sein Lallen.

„Das ist der arme Großvater. Einar will Großvater einen Gutenachtkuß geben.“

Sie hob den Kleinen zum Wilde des Großvaters hinauf.

„Gute Nacht, Großpapa. Du sollst einen richtigen Kuß auf den Mund haben.“

Tora küßte ihr Tuch um den Kleinen und ging hinaus.

Am folgenden Tage war Tora, wie gewöhnlich, beim Vater, um ihn für den Tag in Ordnung zu bringen. Sie gab ihm gerade zu essen, wie sie soeben Einar seine Speise gegeben hatte, als sie die fröhliche Stimme des Kleinen im Wohnzimmer hörte, dessen Thür sie geschlossen hatte. Sie wollte nicht, daß Einar in das Krankenzimmer komme. Jeht hörte sie Hugos Schritte und seine Stimme, er zeigte dem Kleinen die Leute auf der Straße, die schönen Soldaten, den bösen Schutzmänn, der ungehorsame Kinder nicht gern hat, und die Pferdebahn, die gerade vorüberfuhr. Es wurde Tora schwer, nicht die Theetasse hinzusetzen und zu Mann und Kind hinauszugehen, aber das konnte nicht in Frage kommen. Erst mußte Papa das Seine haben und außerdem mußte sie ja, daß sie nur durch die Thür zu gehen brauchte, um dort die Andern zu finden, sobald sie hier fertig war. Doch sie konnte ihre Gedanken nicht zusammenhalten, die Laute aus dem Wohnzimmer lenkten sie ab. Jeht trug Hugo den Kleinen zu den Porträts und zeigte sie ihm. Sie hörte, wie ihr Junge sagte: „Das ist Papa und Mama und Klein-Einar.“ Jeht war es ein Augenblick still, und man hörte deutlich das ungeduldige „Bababab“ des Landrichters; ja, ja, sie mußte an das denken, womit sie beschäftigt war, sie hatte vergessen, die Theetasse an die Lippen des Vaters zu führen. Dann hörte sie:

„Das ist Großvater, der arme Großvater.“

Jeht hob Hugo den Jungen in die Luft, das hörte sie an seinem jubelnden Ruf. Ob er auch vorsichtig war, sie konnte dieses Emporheben nicht leiden. So ein junger Vater denkt nur daran, abzuhärten, und bedenkst nie, wie gefährlich solch ein kleines Wesen ist. Wenn er es doch nur lassen wollte! Sie konnte kaum neben dem Bett still sitzen, während sie sich damit tröstete, daß Hugo es viele, viele Male gethan, während sie von Hause abwesend, und daß sie jeht nur deshalb so unruhig war, weil sie davon wußte. So, endlich! Gott sei Dank. Jeht spielten sie Pferd,

und sie hörte, wie Hugo zu dem Kleinen sagte, er solle recht leise sein, vielleicht wollte Großvater schlafen. Sie lächelte. Nach einer Weile schienen sie müde zu sein, denn es wurde wieder still, dann hörte sie Hugo ganz dicht an der Thür und mit der deutlichen Absicht, daß es an seine Adresse kommen möchte, sagen: „Findest Du nicht, Einar, daß Mama bald fertig sein und zu uns herauströmen könnte?“ Und dann ein leise geklüffertes: „Klops“ an die Thür, „Einar!“

Gleich darauf hörte sie die kleinen Fingerringen gegen die Thür zum Krankenzimmer trommeln.

Zwei Tage später stand Tora im Flur und wartete auf den Doktor.

„Wie steht es? Der Landrichter hat doch keinen neuen Unfall gehabt?“

„Nein, Papa geht es noch ebenso, aber ich weiß nicht, wie es mit unserm kleinen Jungen ist, er hat heute Nacht nicht geschlafen, er sagt, die Zunge thäte ihm weh. Ich fürchte, daß er krank ist.“

„O, das hat wohl nichts zu bedeuten!“

Aber als der Doktor in das Zimmer getreten war, wo der Kleine lag, und ihn untersucht hatte, sah er nachdenklich aus. Tora folgte jeder seiner Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit. Sie war leichenblau geworden und stützte sich mit der Hand auf die Rücklehne eines Stuhles.

„Aber, um Gotteswillen, Frau Hager. Sie sind doch sonst so ruhig und überlegt!“

Sie hatte ihm sein Handgelenk so fest umspannt, daß es ihn schmerzte, ein Wesen durchfuhr ihren Körper. — Die Eltern sahen beständig am Bette des Kindes. Der Vater war außer sich vor Verzweiflung und machte sich selbstverächtlche Vorwürfe, daß er den Kleinen mitgenommen.

„Tora, glaubst Du, daß er auf der Reise angehekt worden, daß er sich erkältet hat, oder daß ich ihm zu wenig angezogen hatte?“

„Wir wollen nicht sprechen, Hugo, flüsterete Tora. „Ich kann nicht.“

Minuter lang Stina herein und bat, die Frau möchte zum Landrichter kommen, er war so gewohnt, sich von der Frau helfen zu lassen, daß er sich von einem Andern nicht anrühren ließ. Mit schweren, müden Schritten ging sie zum Vater hinein und haß ihm zurecht. Während er mit ungewöhnlich gutem Appetit einen Vössel Suppe nach dem andern verzehrte, dachte sie fortwährend daran, wie unmöglich es war, klein Einar dazu zu bringen, daß er einige Tropfen der fieberstillenden Medizin herunter schluckte. Während sie sich hier drinnen beschäftigte, waren all' ihre Gedanken in dem anderen Krankenzimmer. Vor einiger Zeit hatte der Doktor gesagt: „So lange noch Leben, ist auch Hoffnung vorhanden!“ aber das war ja nicht wahr: Hier war Leben, doch keine Hoffnung, und dort? ...

Sie fuhr mit der Hand über ihre Stirn. Wenn sie doch nur weinen könnte, aber es lag wie ein schwerer Stein auf ihrem Herzen — wie eine Eiskruste ...

Als sie durch das Wohnzimmer ging, merkte sie, daß Ontel Magnus auf dem Sofa saß. Sie reichte ihm die Hand und wollte weitergehen.

„Wie steht es, Tora?“

„Mit Papa ist es noch ebenso.“

„Nein, mit dem Kleinen?“

„Es ist gewiß sehr gefährlich.“

„Nein, Tora, gewiß nicht, ich habe die beste Hoffnung.“

„Hat der Doktor etwas gesagt?“

„Nein, er war schon gegangen, als ich kam, aber ich sah gestern in den Tabellen nach. Im Jahre 1887 gr. sen 8,465 von 9,698 Scharlachkranken. Ich glaube, es würde sich schlechter stellen.“

„Seh' Dich doch einen Augenblick und ruh' aus. Du siehst so angegriffen aus!“

„Nein, ich kann nicht, Ontel, ich habe keine Ruhe. Laß mich gehen!“

Einige Tage später traten sie ihre Heimreise an. Der Vater begleitete sie, doch ihr Kind hatten sie zurücklassen müssen.

Monogramme gezeichnet, mit Nüssen von echten Valencianen benützt. Von England sandte man ihr in enormen Schachteln die Nüsse, die Mäntelchen und die Häubchen, auf ihrer Tafel gab es in Fülle nahrhafte Speisen und ausereifene Weine, die Kälte fand sie eingekühlt in Beize, in Eiderdaunen, und täglich wusch sie ein englisches Ammoniumnächchen mit feinsten Seifen und währriedernden Wässern. Im Winter bewohnte sie einen kleinen, mit Tapeten ausgestattet, mit Ofen und Heizungsröhren reichlich versehenen Park; im Sommer eine Villa am Strande, mit Parks, Blumengärten, Alleen von hundertjährigen Pappeln, mit Stützingen aus Marmor, die sich schmiegen, um sich, durch den Schleier von Nissenblumen hindurch, in dem Spiegel der Teiche zu betrachten ...

Wollte sie in's Freie, so war ein Phaeton in Bereitschaft; sog sie es vor, zu Hause Unterhaltung zu suchen, so öffnete man ihr einen Schrant, der mit seltenen Spielsachen angefüllt war, und dann entstieg ihm, wie einer lebhaften Phantasia die Märchen, wunderbare Gegenstände, Schöpfungen der modernen Magie: der in blauem Atlas und mit Goldbrochen erglänzende Jodel mit seinem Pfeide, das wirklich gekloppt und über Gräben seht; die Puppe, die den Kopf bewegt und die Augen öffnet und Papa und Mama mit der Stimme eines verhäßlichen, wohlklingenden Kindchens ruft; die andere Puppe, eine Ballettänzerin, die auf einem Reifen mit Blumen posirt, sich schaukelt, umherflattert, tanzt, mit den Füßen an Gloden aufschlägt und zuletzt das Publikum grüßt, indem sie ihm eine Knutsch zuwirft; die elektrische kleine Kutsche, der Sektänzer, der Bioline spielende Waffe, die mechanische Nachtmahl, welche schlägt, den Kopf schüttelt und die Federn emporsträubt; alle die Automaten, alle die Nachbildungen des Lebens, die um so hohen Preis gekauft wurden, um die Kinder wohlhabender Eltern zu gestreuen.

Doch nichtsdestoweniger kann ich versichern, daß die Kleine, von der ich erzähle, eine Märtyrerin war, daß sie als Märtyrerin starb, und das Gesicht nach ihrem Tode zwischen den Falten des „Muschel-Schleiers“ dunkelth wie je einem bei dem angebeteten, verärrtelten Wesen von zehn Jahren ganz wunderbar beruhigenden Ausdruck von Ernst, von Trübniß zeigte, eine Märtyrerin, glaubt mir, so sehr Märtyrerin, wie die Verlaßenen, die sich in den Jamernächten fröstelnd an der Schwelle eines Thores zusammendrudten. Das Leben ist man einmal so, Jedem reicht es seinen Demuthstoch, nur ist er bei dem Einar aus chlostrum Golde, bei dem Andern die obere Höhlung der Hand. Unerforschlich ist die Fruchtbarkeit des Schmerzes; die einen Male seht er seine Kinder in die Welt, auf Bettlüber von feinen Linnen, die Andern Male auf die Kiesel des Kinnsteines.

Die Tochter betagter Eltern, welche jede Hoffnung auf Nachkommenschaft verloren haben, die einzige Erbin eines illustren Namens und einträglichler Landgüter, ward sie von ihrem ersten Lebensjahre an das Opfer ihres glänzenden Geschickes. An ihren leiblichen Regungen hängend, ihre Ungehörigkeit beherrschend, die Schläge ihres unschuldigen Herrschens zählend, so pflegten sie die beiden Hümpfänger, wie man im Treibhause die seltene Blume pflegt, die das Opfer des ersten Nothwindes wird. Ein Arzt, den wir tet einen Leibzang nennen dürfen, hatte eigens das Amt, Steigen und Fallen der physiologischen Funktionen des Kleinen Wesens zu beobachten. Die Züge wurden verzeichnet, die das Mündchen des Kindes an der Brust der Amme that. Eine überaus pünktliche Uhr bezeichnete auf die Minute die Dauer des Schlafes, die Zeit des Erwachens, die Speisefunden, die Stunde des Aufstehens, die des Ausfahrens. Ein Thermometer bestimmte den Wärmegrad des Wärmewassers; auf einer exacten Waage wurden die Nahrung und die Bekleidung gewogen, entsprechend den Vorschriften, den peinlich genauen Verordnungen des Arztes. Als die Kräfte des Kindes kamen, und sich mit ihr Unruhe, Reizbarkeit einstellten, bewachte sie das Haus in ein Trappentankoster. Niemand durfte hart auf, um das Kind nicht zu erschrecken, ihm nicht den Schlaf zu rauben. Diese Lebensweise erlitten der Hygiene gemäß und wurde demnach schon in Germanen erklart. Man hätte diese taubstumme Behauptung eine Kapelle nennen können, die man dem Gotte des Schweigens errichtet; und das Kind, das mit der eigentartigen Divination, wie sie zuweilen der Kindheit eigen, herausfückte, daß hier Lärm kein Echo fände, noch auch das Lachen, war von der Zeit an, in der es zu gehen anfang,

Die kleine Märtyrerin.

Von Emilia Pardo Bazan.

Es handelt sich hier nicht um eine jener Creaturen, welche unermüdet die Presse in Aufwahr bringen, jener, welche in Lumpen geküßt, abgezehrt von Hunger, starr vor Kälte, mit Striemen und Schürfen bedeckt, aber zerrissen von dem wechsellügenden Eise, das eine wüthige Stiefmutter an ihr zartes Fleisch gelegt, die Volkzeit zu später Nachtstunde, in den Straßen aufgreift. Diejenige, von der ich berichten werde, hatte Wätschfüße zu Duguben, gestickt, mit Krone und